

Karsten Schuldt

# Ist Partizipation gleich Partizipation?

Einige Verunsicherungen zu aktuellen partizipativen Prozessen in Bibliotheken

**Partizipation ist »in«.** Auch bei bibliothekarischen Projekten werden zunehmend Methoden der Teilhabe und Mitbestimmung, vor allem zur Einbeziehung von Nutzerinnen und Nutzern, angewendet. Die Ergebnisse stellen die jeweiligen Initiatoren in der Öffentlichkeit meist sehr positiv dar. Dass sich das nicht immer mit den Eindrücken aller Beteiligten am Partizipationsprozess deckt, zeigt Karsten Schuldt im folgenden Beitrag.

## Erste Verunsicherung

Das Fürstentum Liechtenstein feiert heuer sein 300. Jahr. Dieses Jubiläum wird mit verschiedenen Veranstaltungen begangen, darunter einem partizipativen Prozess. Unter dem Titel »Mein Liechtenstein 2039« können Bewohnerinnen und Bewohner Themen eingeben, die sie für die zukünftige Entwicklung des Landes besprechen wollen. Im November 2019 wird eine Auswahl davon in einem zweitägigen Workshop bearbeitet werden.

Gleichzeitig beschäftigen sich, unter anderem in Deutschland, gerade Öffentliche Bibliotheken seit einigen Jahren damit, über partizipative Prozesse Nutzerinnen und Nutzer in die Entwicklung von Angeboten oder auch die strategische Planung einzubeziehen. Dabei wird immer wieder gerne auf ähnliche Methodiken – insbesondere »Design Thinking« – zurückgegriffen. Dieses Vorgehen gilt als progressiv und folgt einigen Grundannahmen:

(1) Nutzerinnen und Nutzer würden besser als die Bibliothek selbst wissen, was sie von dieser benötigen würden, wie sie selbst die Bibliothek sehen und wie diese sich entwickeln soll.

(2) Wenn man nur die richtigen Personen erreichen und sie nur mit den

richtigen Methoden befragen würde, könne man die Bibliothek auf der Basis der Antworten aus diesen Prozessen zukunftsgerecht steuern.

(3) Relativ kurze Prozesse – zweitägige Workshops, Befragungen an einigen Nachmittagen et cetera – wären dafür ausreichend.

Kann das richtig sein? Sollte man nicht aufpassen, wenn das sehr konservative Fürstentum praktisch das Gleiche versucht wie die sich progressiv verstehenden Bibliotheken? Ist es nicht eher ein Hinweis darauf, dass solche Prozesse real wenig ändern und deshalb auch dem Fürstentum wenig gefährlich vorkommen?

## Zweite Verunsicherung

Wie gesagt, gibt es seit einigen Jahren mehr und mehr partizipative Projekte in Bibliotheken. Einige Abschlussarbeiten und

einige Artikel wurden dazu geschrieben, einige Vorträge gehalten. Aber die meisten der Projekte finden ohne größere Dokumentation statt. Fragt man allerdings unter der Hand in Bibliotheken, welche solche Prozesse durchlaufen haben, nach – insbesondere bei Kolleginnen und Kollegen unterhalb der Leitungsebene –, sind die Einschätzungen durchwachsen, oft negativ: Viele Angebote, welche auf der Basis dieser Prozesse aufgebaut wurden, funktionieren überhaupt nicht so wie erwartet. Viele Kolleginnen und Kollegen fühlen sich ausgeschlossen und ihr Wissen negiert, so als würden Leitung, Nutzerinnen und Nutzer alles bestimmen, was sie selber zu tun hätten. Aber auch Nutzerinnen und Nutzer fühlen sich missverstanden: entweder gerade doch nicht gefragt oder aber, als würde auf ihre Vorschläge nicht eingegangen.

Das findet sich so nicht überall, aber doch sehr oft.

## Schwerpunkt

### Themenschwerpunkte in BuB

Heft 05/2019

**Umbau im historischen Bestand**

Heft 06/2019

**Streitfall rechte Literatur**

Heft 07/2019

**Partizipation**

Heft 08-09/2019

**Internationalisierung**

Heft 10/2019

**Frankfurter Buchmesse**

Heft 11/2019

**Bibliotheken und Zivilgesellschaft**

### Struktur

Dass dies so ist, ist wohl ein strukturelles Problem, nicht etwa das Versagen einzelner. Wir leben in einer Gesellschaft, in der sehr verschiedene Konzepte davon, was »Partizipation« ist, existieren. Zwischen »auch einmal mitreden lassen« und »Macht abgeben/teilen« finden sich zahlreiche Ideen, die auch immer von Teilnehmenden in partizipativen Prozesse mitgebracht werden. Sherry R. Arnstein hat in ihrer klassischen »Ladder of Participation« 1969 schon die damals in der Stadtplanung vorhandenen Formen von Partizipation in acht Stufen eingeteilt. Bis heute wird versucht, diese »Leiter« zu erweitern. Bibliotheken kommen mit ihren aktuellen Versuchen eher spät zu diesem Thema. Gerade aber Personen, die schon öfter an solchen Prozessen teilgenommen haben, bringen eine Portion Zynismus gegenüber den Zielen von Institutionen und den tatsächlichen Einflussmöglichkeiten mit.

Damit Partizipation in Bibliotheken funktionieren kann, müsste man sich mit diesen Strukturen beschäftigen. Erfreulicherweise können Bibliotheken dafür auf Jahrzehnte der Erfahrung und Forschung zum Beispiel in der Stadtplanung oder der Ethnologie zurückgreifen. In Letzterer wurde verstärkt seit den 1970er-Jahren versucht, Informantinnen und Informanten aus den Gruppen, über die geforscht wurde, einzubeziehen. Das war ein wichtiger Schritt im Vergleich zur rassistischen Geschichte der »Volkskunde«, aber es wurde auch schnell klar, dass dieses Einbeziehen nicht dazu führte, dass man die »Wahrheit« über die erforschten Gruppen erfuhr. Informantinnen und Informanten hielten weiter Informationen zurück, berichteten über bestimmte Dinge nicht oder schon sehr interpretiert, hoben bestimmte Themen hervor und so weiter.

Dies wurde in der Ethnologie wie folgt reflektiert:

(1) Alle Personen, die an partizipativen Prozessen teilnehmen, tun dies mit eigenen Interessen und Interpretationen – und wenn es der Wunsch zu helfen ist. Sie haben immer eigene Wünsche und eigene Vorstellungen davon, was das Ziel der jeweiligen Forschung ist oder sein sollte, was wichtig und was nicht wichtig ist.

(2) Das Forschungsziel, mit dem die Forschenden die Prozesse durchführen, wird nicht unbedingt geteilt. Oft wird es akzeptiert, aber nur als ein Ziel unter mehreren.

(3) Gesellschaftliche Machtbeziehungen bleiben bestehen, auch wenn das nicht gewollt ist. Weiterhin haben die Forschenden die abschließende Deutungsmacht über Gesagtes und Gezeigtes, weiterhin sind sie es, die Auswählen, was als erforschungswürdig, wichtig und relevant gilt oder nicht. Außerdem sind sie es, die einen hohen gesellschaftlichen Status mitbringen.

Es gibt Versuche, mit diesen strukturellen Bedingungen umzugehen:

(1) Wichtig ist zu akzeptieren, dass es diese Struktur gibt, auch wenn man sie nicht haben will. Problematisch wäre es, sie zu leugnen.

(2) Im gesamten Forschungsprozess – von der ersten Formulierung einer Fragestellung über die eigentliche Datenerhebung bis hin zu den Interpretationsschritten und der Publikation der Ergebnisse – wird über die existierenden Machtbeziehungen reflektiert. Wer bestimmt zum Beispiel, welche Daten erhoben werden? Welchen Einfluss hat das auf die Ergebnisse der Forschung? Dabei geht es nicht nur um die Machtbeziehungen zwischen Forschenden und Erforschten, sondern jeweils auch innerhalb dieser Gruppen.

(3) Es ist klar, dass Ergebnisse realitätsgerechter werden, je mehr Vertrauen zwischen den Beteiligten aufgebaut und je mehr die Agency aller Personen beachtet wird. Je mehr man voneinander weiß und je mehr man miteinander teilt, umso realistischer kann man zum Beispiel erhobene Daten einschätzen. Der Aufbau von Vertrauen allerdings findet nicht in kurzer Zeit, sondern nur über einen längeren Zeitraum statt – und dann auch meist auf der Basis, dass man zeigt, dass das gegebene Vertrauen nicht missbraucht wird. Auch deshalb dauern ethnologische Forschungen lange.

(4) Dazu gehört, dass in partizipativen Forschungsprozessen die Gemeinschaft, über die geforscht wird, mitbestimmt, wozu und wie geforscht wird, wie Daten interpretiert werden und was die Ziele der Forschung sind. Dies geht oft einher mit mehrfachen Präsentationen von möglichen Forschungswegen und -ergebnissen oder gemeinsamer Interpretation von Daten durch Forschende und Erforschte. Die Interessen aller, nicht nur der Forschenden, sind forschungsleitend.

### Für Bibliotheken

Bibliotheken können aus den Erfahrungen und Versuchen in der Ethnologie lernen. Auch in der Politikwissenschaft oder Stadtplanung wurden Erfahrungen gesammelt, die eigener Artikel bedürfen würden. Hier allerdings soll gezeigt werden, was aus den Erfahrungen der Ethnologie für Bibliotheken relevant ist.

Wichtig wäre es zuerst, auch die Stimmen der Kolleginnen und Kollegen, die sich nicht in den doch oft positiven Artikeln und Vorträgen äußern, aber eine Meinung zu den schon durchgeführten partizipativen Prozessen in Bibliotheken haben, ernstzunehmen. Es gibt, neben einigen Erfolgen, viel Frust – und dieser, so die These hier, aus strukturellen Gründen.

Partizipation, so wie sie in Bibliotheken aktuell verstanden und durchgeführt wird, eignet sich nicht, um bibliothekarische Angebote besser zu planen oder strategische Entscheidungen besser zu treffen im Vergleich mit anderen Methoden. Die Ergebnisse scheinen immer wieder ähnlich (insoweit scheinen die Prozesse auch nicht schlechter zu sein als andere). Gerade aber Methoden wie das »Design Thinking« – das ja auch aus einem sehr spezifischen Feld kommt – sind thematisch so einengend und kurzfristig, dass die Stimmen der Nutzerinnen und Nutzer nicht wirklich gehört werden können. Was in solchen Prozessen immer wieder zu fehlen scheint ist:

## SCHWERPUNKT PARTIZIPATION

(a) Eine Reflexion der vorhandenen Machtbeziehungen zwischen der Bibliothek, welche die Prozesse gestaltet (oder von Beraterinnen, Beratern, Agenturen gestalten lässt) und die Ergebnisse interpretiert und den Teilnehmenden an solchen Prozessen sowie der Machtbeziehungen zwischen den Teilnehmenden selbst.

(b) Ein Verständnis dafür, dass Teilnehmende selbstverständlich mit einer eigenen Interpretation davon, was »Partizipation« ist, in diese Prozesse gehen – und deshalb schnell beim Begriff der »Pseudo-Partizipation« sind, wenn sie sich mit ihren Vorstellungen nicht akzeptiert oder zu eingeengt fühlen; gleichzeitig aber auch nicht sicher sind, welchen Einfluss sie auf die Entscheidungen der Bibliothek durch den jeweiligen Prozess jetzt wirklich haben.

(c) Der Aufbau von Vertrauen zwischen den Beteiligten, der nur über einen langen Zeitraum geschehen kann und nicht in kurzen Projekten.

Was könnten Bibliotheken also tun, um partizipative Projekte realitätsgerechter zu gestalten?

(a) Projekte sollten nicht als kurze Einzelverfahren durchgeführt werden. Wenn Bibliotheken partizipativ agieren wollen, dann sollten sie dies langfristig tun, indem sie zum Beispiel auch zeigen, dass die Prozesse tatsächliche Ergebnisse haben. Partizipation ist, wie Demokratie, ein Lernprozess, der längerfristig geschehen muss.

(b) Die strukturellen Prozesse müssten bedacht werden. So zu tun, als wären zum Beispiel Co-Design-Workshops für alle gleich offen und zugänglich, mag für die Planung hilfreich sein, ist aber unrealistisch. Für die einen sind solche Prozesse aufgrund vorhergehender Erfahrungen normal, Alltag; für andere sind sie unverständliche Spielereien ohne wirkliche Bedeutung.

(c) Die Ergebnisse solcher Prozesse sollten nicht als handlungsleitend angesehen werden, sondern nur als ein weiterer, relevanter Blickwinkel auf mögliche Angebote und strategische Entscheidungen. Sie sind nicht schlechter oder besser als zum Beispiel Blickwinkel aus der Bibliothek selbst.

(d) Einrichtungen, die partizipative Prozesse in ihre Entscheidungsprozesse integrieren wollen, sollten auch intern partizipativ funktionieren wollen. Wenn Institutionen beispielsweise Entscheidungsprozesse hierarchisch stark strukturieren, ist überhaupt nicht ersichtlich, wie sie angemessen auf Ergebnisse partizipativer Prozesse reagieren können. Ein Teil des Frustes von Kolleginnen und Kollegen scheint darauf zu basieren, dass sie den Eindruck haben, solche Prozesse würden vor allem benutzt, um die Vorstellungen der Bibliotheksleitung zu untermauern, während sie selbst keine Stimme in diesen Entscheidungen haben. Das ist kontraproduktiv und entwertet auch die Ergebnisse solcher Prozesse.

(e) Partizipative Prozesse sollten dann eingesetzt werden, wenn sie sinnvoll sind; nicht wenn zum Beispiel anders keine Entscheidungen getroffen würden oder weil eine Methodik gerade Verbreitung erfährt. Die hippen Methodiken werden auch

**Dr. Karsten Schuldt** arbeitet am Schweizerischen Institut für Informationswissenschaft, HTW Chur. Er forscht unter anderem zu Öffentlichen Bibliotheken und ihrer sozialen Funktion. Aktuelle Buchprojekte: »Die moderne Bibliothek – eine Diskursgeschichte« und »Bibliotheken evidenzbasiert steuern«. Er lebt und arbeitet in Berlin, Chur (nicht weit von Liechtenstein) und Lausanne.



wieder in Vergessenheit geraten. Die interessante Frage ist, ob Bibliotheken tatsächlich langfristig zu partizipativen Einrichtungen werden wollen.

### Dritte Verunsicherung

Im Gegensatz zum konservativen Fürstentum Liechtenstein ist die Stadt Lausanne eine sehr progressive Gemeinde. Am Rande der Altstadt befindet sich hier mit dem Place de la Riponne eine Fläche, die für Märkte und Manifestationen verwendet wird, um den einige beliebte Cafés liegen, der auch einen Schwerpunkt der offenen Drogenszene bietet und für den seit einigen Jahren Pläne existieren, ihn zu beleben.

Im Frühjahr 2019 ließ die Stadt an einem Wochenende, von einem offenbar gut eingespielten Team, einen partizipativen Prozess durchführen. Es wurde am Platz verteilt eine Ausstellung über die Geschichte der Umbauten des Platzes aufgebaut, in Räumen am Platz gab es Workshops zur Zukunft des Riponne, es wurden verschiedene städtebauliche Lösungen vorgestellt, viele Zettel mit Vorschlägen, Eindrücken, Wünschen, Kritiken wurden an Wände geklebt, die Beteiligten aßen gemeinsam, um eine gewisse Gemeinschaft herzustellen. Für die Teilnahme musste man sich im Voraus anmelden. Bewohnerinnen und Bewohner des Platzes erfuhren vom Workshop zum Teil erst, als er stattfand. Nach dem Wochenende wurden die Räume wieder geschlossen, die Ausstellung wurde nach einigen Wochen abgebaut.

Was passiert nun? Der Zynismus hat sich schon wieder etabliert: Die Ergebnisse, so hört man in den Cafés um den Platz, würden jetzt für Jahre bei der Stadtverwaltung verschwinden und dann nie mehr auftauchen. Der Workshop war eh realitätsfern, die vorgeschlagenen Lösungen alle sehr mittelständisch, zum Beispiel weil die offene Drogenszene in den Zukunftsszenarien nicht vorkam. Die Vermutung, dass solche Prozesse am Ende doch nichts verändern und die Stadt umsetzt, was sie will, ist auch in Lausanne sehr groß. Dagegen kommt auch eine gute, eingespielte Organisation nicht an. Eine langjährige, partizipative Praxis, bei der solche Workshops tatsächlichen Einfluss haben, würde dagegen vielleicht ankommen.